

Pflaster war dabei stets durchfeuchtet, und der Riß heilte nicht prompt zu. Um diesen herum entstand nun eine heftige Hautentzündung und breitete sich allmählich auf beide Arme und Handrücken aus. Es bestand Schwellung und Rötung und ein schweres, nässendes Ekzem. Im Dezember arbeitete er wieder. Die zur Vorbeugung empfohlenen Gummihandschuhe konnte er nicht benutzen, weil die Haut darunter stark schwitzte und juckte. Es trat sofort ein Rückfall der Hautentzündung ein, der erst im Juli 1928 geheilt war. Der Lithograph W. wurde von mir im Jahre 1929 untersucht. Es fand sich an beiden Unterarmen eine symmetrisch lokalisierte Depigmentierung (Vitiligo) und am Rand ein lichenoider, juckender Ausschlag, ein Symptom von zurückgebliebener Ueberempfindlichkeit an diesen Stellen. Ferner sah ich ihn im Februar 1930. Der erwähnte lichenoider Ausschlag war besonders ausgesprochen, hochrot, schuppig, und zwar war eine erneute Hyperämie desselben im Anschluß an folgende häusliche Beschäftigung aufgetreten: der Mann hatte seine Badewanne mit Salzsäure gescheuert. Im Jahre 1928 war ihm dringend wider-raten worden, weiter als Lithograph zu arbeiten, diesen Rat hat er auch bis jetzt befolgt.

Aus den Akten sah ich, daß zunächst die Frage erörtert worden war, ob Unfallsfolge und Entschädigungspflicht vorläge, mit Rücksicht auf die erwähnte kleine Verletzung. Diese Frage war verneint worden. Aber nach der zweiten Reichsverordnung vom 11. II. 1929 über Ausdehnung der Unfallverordnung auf Berufskrankheiten wurde erneut geprüft, ob eine Berufskrankheit, welche der Unfallversicherung untersteht, vorläge. In meinem Gutachten konnte nur die Frage bejaht werden, daß eine gewerbliche Schädigung durch Chromsäure vorliegt, und zwar entsprechend den zitierten früheren Erfahrungen. Besonders interessant war, daß dieselbe im Anschluß an kleine Hautverletzungen und Eindringen kleiner Chrommengen in die Oberhaut entstanden war. Auch glaubte der Kranke, nachdem er auch nach wiederaufgenommener Arbeit das Rezidiv erlebt und ein Jahr lang in ärztlicher Behandlung gestanden hatte, daß er Anspruch auf Entschädigung hätte, besonders weil er gezwungen ist, eine andere Beschäftigung zu ergreifen. Die Prognose ist in der Tat zweifelhaft, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß bei sorgsamer Pflege der Haut in der Arbeitspause eine erneute Chromschädigung nicht auftritt.

Eine diagnostische Schwierigkeit liegt darin, daß außer der Chromsäure im Lithographenberufe, wie schon erwähnt, noch verschiedene andere Schädigungen auf die Haut einwirken; das sind die Aufweichung der Haut durch Nässe, die Entfettung der Haut, die Bildung von Rissen, das Eindringen von Kleister, Laugen und Säuren. Daher kann das Ekzem nicht immer als Chromekzem bezeichnet werden, sondern allgemein als Lithographenekzem. Ferner sind, wie bei jedem Ekzem, konstitutionelle Momente imstande, die Reaktion auf Schädigungen des Epithels zu verstärken, z. B. schlechter Allgemeinzustand, Diabetes, Neurasthenie, Neurose.

Die Erkrankung ist in ihrer Schwere, in ihrer Neigung zu rezidivieren und in der Bewertung der sozialen Schädigung des Betroffenen, der gezwungen ist, einen erlernten Beruf aufzugeben, ganz analog den chronisch rezidivierenden Hauterkrankungen der Galvaniseure und der durch Ruß und Teer, ferner exotische Holzarten verursachten, wie sie in Nr. 11, 12 und 13 der zweiten Reichsverordnung als Berufskrankheiten genannt sind. Man vermißt aber in der Reichsverordnung vom 11. II. 1929 die Chromsäureschädigungen, die wahrscheinlich in anderen Ländern, wo mehr Lederfabriken und Holzverarbeitungsstätten sind als in Sachsen, häufiger auftreten. Ebenso die Polierekzeme, auch Polierkrätzen genannt; ferner auch die Pikrinsäureschädigungen der Haut und der Schleimhäute, die ich bei Sprengstoffarbeitern beobachtet habe.

Diese Lücken in der Reichsverordnung sind für den, der einschlägige Fälle zu begutachten hat, und die Gründe der Gesetzgeber für die Beschränkung der Zahl der Berufskrank-

heiten nicht kennt, sehr auffallend! Das Gutachten im vorliegenden Falle mußte infolgedessen so lauten, daß wohl eine gewerbliche Schädigung vorliegt, daß aber die Chromsäureschädigung in der zweiten Reichsverordnung nicht genannt und deshalb der Fall als Berufskrankheit nach dem Gesetz nicht angesehen werden kann.

Standes- und Berufsangelegenheiten.

Aus der Dermatologischen Abteilung des Krankenhauses in Berlin-Britz und der Beratungsstelle in Neukölln.

Zur Frage der Schweigepflicht bei der Infektionsquellenforschung geschlechtskranker Minderjähriger.

Von Dr. Erich Langer, Dirigierender Arzt.

Es erscheint in unserer Beratungsstelle ein Patient B., bei dem eine frische Gonorrhoe festgestellt wird.

Ueber die Infektionsmöglichkeit machte er folgende Angaben: Er habe in F. gleichzeitig mit einem Fräulein D. und der noch nicht 14jährigen R. verkehrt. Von einer dieser beiden muß die Infektion stammen, die andere könne infiziert worden sein, da nach dem Verkehr sich die beiden mit dem gleichen Tuch gereinigt haben. Mit Rücksicht auf die Minderjährigkeit der einen, die ihm bekannt war, machte er ausdrücklich darauf aufmerksam, daß er diese Angaben nur unter Berufung auf die von uns zugesicherte ärztliche Schweigepflicht gemacht habe. B. gab recht glaubhaft an, daß die R. vor ihm wiederholt mit Studenten geschlechtlichen Verkehr gehabt hätte, sodas ohne Zweifel in diesem Falle eine Nachprüfung nach häufig wechselndem Geschlechtsverkehr angezeigt erschien.

Diesen Tatbestand teilten wir der Gesundheitsbehörde in F. mit. Nachforschungen ergaben, daß die D. ärztlich gesund befunden wurde, daß dagegen bei der Minderjährigen R. eine Gonorrhoe festgestellt wurde. Der Vater der Minderjährigen, der erst jetzt von der Erkrankung des Kindes erfuhr — sie wurde in das Krankenhaus zur Behandlung aufgenommen — wünschte von der Gesundheitsbehörde in F. nähere Angaben über den B., um gegen ihn Strafantrag zu stellen. Die Gesundheitsbehörde in F. bat wiederum uns um die für die Anzeige des Vaters notwendigen Daten, deren Mitteilung abgelehnt wurde. Gleichzeitig machten wir die Gesundheitsbehörde in F. nochmals auf die von uns B. zugesicherte Schweigepflicht aufmerksam.

Wir haben uns auf den Standpunkt gestellt, daß in diesem Falle die höhere Pflicht des Arztes darin besteht, die dem B. zugesicherte Schweigepflicht zu halten, und zwar aus folgenden Gründen: 1. hat er sich überhaupt nur bereit erklärt, Angaben zu machen, nachdem ihm die Schweigepflicht zugesichert wurde, 2. ist er durch die Minderjährige mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit infiziert, 3. haben vor und außer ihm anscheinend mehrere andere Männer mit der Minderjährigen geschlechtlichen Verkehr gehabt und zweifellos ist sie von einem dieser Männer vor B. infiziert worden.

Es wäre interessant und dankenswert, wenn zu vorstehenden Fragen von anderer, insbesondere juristischer Seite, auch Stellung genommen würde, da es dem Gesetz nach wohl zweifelhaft erscheinen kann, ob unser Standpunkt der richtige ist oder jener, daß die größere Pflicht dort läge, die Strafverfolgung des B. durch den Vater wegen eines sittlichen Vergehens an einer Minderjährigen durch den Bruch der Schweigepflicht zu ermöglichen und zu unterstützen.

Feuilleton.

Ernstes und Heiteres aus meinem Leben.

Von Geh.-Rat Rubner in Berlin.

Rückschauend Interesse begegnet man nicht allzu häufig. Man befürchtet dabei höchstens, als Alterssymptom, dem Lob der Vergangenheit zu begegnen. Der Wirklichkeit ent-

gegenzutreten, sollte man aber doch nie scheuen, sie allein kann uns der Maßstab für die Gegenwart sein. Ein Lebensbild, getreu gezeichnet, wird, obschon nur ein kleiner Abriß der Zeitgeschichte, immerhin zeigen, wie innere Arbeit und äußeres Milieu nicht immer so leicht in Einklang gebracht werden können, wie der Erfolg vielleicht darzutun scheint. Einer Aufforderung des Herausgebers dieser Wochenschrift folgend, gebe ich nachstehend einen Umriß jener Lebenszeit bis Mitte meines dritten Jahrzehnt, die man in mancher Richtung als die entscheidende auffaßt, obschon ich das im allgemeinen nicht behaupten möchte. Ich kann davon ganz unbedenklich erzählen, weil nur wenige von denen, die in meiner Entwicklung eindrucksvoll in Aktion getreten sind, noch am Leben sind. Und von letzteren werde ich schweigen.

Wenn manche behaupten, man könne schon in dem letzten Gymnasiastenjahr ein Bekenntnis zu einem Berufe verlangen, so ist das, glaube ich, ganz verfehlt und darf nicht mit Einreden der Eltern und Vorschlägen zu bestimmtem Brotstudium verwechselt werden. Dagegen kann sich ein Drang nach Wissen bestimmter Richtung spontan sehr frühzeitig zeigen. Bei mir war im 15. oder 16. Jahr das Interesse an Naturwissenschaft etwas Gegebenes. Näheres anzugeben wüßte ich nicht. Am humanistischen Gymnasium zu München fehlte damals jedweder naturwissenschaftliche Unterricht. Ich fand aber Gelegenheit, Sonntagsvorträge (experimentelle) über Physik und Chemie mit Erlaubnis des Vortragenden an einer Industrieschule mitanzuhören. Zu Hause suchte ich die Reaktionen zu wiederholen, und brachte es einmal zu einer gewaltigen Knallgasexplosion, die mir fast das Leben oder mindestens das Augenlicht kostete. Ein paar Glaslinsen erweckten außerdem meinen Wunsch nach einem Mikroskop. Der ließ sich nicht so leicht erfüllen. Aber ich gab jüngeren Schülern Unterricht im Latein, was mir bald soviel eintrug, um ein Mikroskop, Trockensystem natürlich mit Linsen bis zur 600fachen Vergrößerung, zu kaufen.

Damit besah ich mir Pflanzen und Tiere auch in Gewebsschnitten, soweit sie ein altes Rasierrmesser erlaubte. Wieso ich auf diese Dinge kam, weiß ich nicht. Die Zeichnungen der mikroskopischen Beobachtungen besitze ich noch heute, sie sind ganz zutreffend. Von Büchern interessierten mich besonders Liebigs chemische Briefe, Humboldts Kosmos, Schriften Darwins, und später besonders Tyndalls Publikation über die Wärme u. dgl.

So kam ich auf die Universität mit einer Reihe naturwissenschaftlicher Kenntnisse, die ich mir mühsam selbst und mit Freude erarbeitet hatte. Das medizinische Studium ergriff ich, weil mich eben der Beruf anzog, und weil man mich 1870 in einem Militärlazarett als „Assistenten“ mit 16 Jahren verwendet hatte, wobei mich die Soldaten als Herr Doktor betitelten, worauf ich sehr stolz war. Außerdem aber war im medizinischen Studienplan so vielerlei von Naturwissenschaften, daß mich auch dies anzog. Wählen konnte ich ja doch auch später noch. Das anregendste schienen mir die Uebungen in den Laboratorien. Der Nachfolger Liebigs; Volhard, nahm sich meiner im chemischen Laboratorium an und im Voitschen Laboratorium fand ich Gefallen an der Arbeit. Der damalige Assistent Forster, später Professor der Hygiene in Straßburg, animierte mich zu ein paar kleineren Arbeiten, die noch vor der Dissertation gedruckt wurden, und zur Dissertation, auf die ich etwa 2½ Jahre verwendete, deren Ergebnis gelegentlich der Naturforscherversammlung zu München 1877 bekanntgegeben wurde. Die rein morphologischen Interessen traten allmählich zurück, vielleicht deshalb, weil meine Augen allzu langem Mikroskopieren nicht gewachsen waren.

Nach der Approbation und der Promotion mußte ein Entscheid über meinen weiteren Lebensweg fallen. Von angesehenen Aerzten war mir die Hand geboten worden, mir den Weg in die ärztliche Praxis zu ebnen. Aber schon als Unterarzt an der Ziemssenschen Klinik hatte ich das Gefühl, die ärztliche Praxis könnte für mich nicht das Geeignete sein, weil ich die Sorge um das Wohlergehen der Patienten Tag und Nacht nicht loswerden konnte. Das Verantwortlichkeitsgefühl brachte mich um alle Ruhe. Also blieb mir die Laufbahn in theoretischen Wissenschaften, und der Weg öffnete sich sofort. Ich hatte sogar zu wählen. Man hatte mir eine Assistentenstelle am anatomischen Institut angeboten und zu gleicher Zeit eine solche am physiologischen Institut. Die Wahl war schwer, ich entschied mich aber für die physiologische Stelle. Und nun will ich möglichst kurz über die Jahre 1877—1885 hinweggehen. Nur einiges, was zum Verständnis des Folgenden gehört, aber erwähnen. Ich habe sie teils im physiologischen Institut Voits in München und im Institut Carl Ludwigs in Leipzig zugebracht. Da ich keineswegs immer in der abhängigen Stellung als Assistent, sondern jahrelang aus eigenen Mitteln in den Laboratorien arbeitete, war ich weniger gebunden als mancher andere. Meine Ergebnisse führten mich abseits von den damaligen Anschauungen über den Stoffwechsel, und darin lag ein Konfliktstoff, der manchmal schwer auf mir lastete. Meine Stoffwechseluntersuchungen führten mich zu der fundamentalen Entscheidung, daß neben den chemischen Fragen, ja richtiger vor diesen die physikalischen Eigenschaften der Nährstoffe ständen, kurz gesagt, sie führten mich zur Energetik des Stoffwechsels.

Sehr bedeutsam war für mich ein längerer Aufenthalt im physiologischen Institut zu Leipzig unter Carl Ludwig. Er war der anerkannte Führer der experimentellen und vivisektoralen Richtung, wie sie seitdem in Deutschland keinen mehr gehabt hat. Leipzig war ein internationales Zentrum, es führte uns mit Amerikanern, Russen, Italienern, Engländern zusammen. Die wenigen noch heute Lebenden dieser Arbeitsgemeinschaft denken mit Freude an diese Zeit. Die Schüler Ludwigs sind die Vertreter der experimentellen Richtung in allen Teilen der Welt geworden. Im Laboratorium konnte man neue Methoden lernen, und das ist ja meist die Hauptsache. Ich beschäftigte mich mit der Physiologie des Blutes, des Kreislaufs, des Muskels, mit Fragen der Verdauung und den mikroskopischen Studien über Fettresorption. Für das rein Vivisektorische hatte ich keine Neigung. C. Ludwig war von rührender Hingabe an seine Schüler, ich verdanke ihm manche Aufmunterung, und wie ich später erkannte, hat er an mir stets wie ein treuer Freund gehandelt.

In München gab es vielerlei Beziehungen zu dem Institut Pettenkofers, das mit der Physiologie in einem Hause untergebracht war. Auch sonst interessierte ich mich für die praktischen hygienischen Arbeiten, die damals eifrig in der Stadt gefördert wurden. 1883 habilitierte ich mich für Physiologie, und erst jetzt war die definitive Entscheidung für dies Lebensziel gefallen. Ob aber weiter zu kommen wäre, davon hatte ich keine rechte Vorstellung. Man sprach sehr viel von Vetternwirtschaft, und solche Vettern hatte ich nicht. Ich las über Medizinische Physik und Physiologische Chemie. — 1884 war der Vertreter der Pharmakologie schwer erkrankt. Damals legte man mir nahe, zur Pharmakologie überzugehen, denn in der Physiologie war keine Aussicht, weiterzukommen.

Ich habe mich daher im stillen auf diesen Uebergang vorbereitet, aber es wäre noch notwendig gewesen, mit einem längeren Urlaub etwa bei Schmieberg mich weiter einzuarbeiten. Die Sache zog sich auch nach dem Tode des bisherigen Ver-

tretern der Pharmakologie noch weiter hinaus. Am 8. VII. 1885 empfing ich einen Brief aus Berlin von Althoff mit dem Angebot eines Extraordinariats für Hygiene in Marburg mit der Zusage eines eigenen Laboratoriums und der baldigen Ernennung zum Ordinarius. Und am nächsten Morgen die Mitteilung, daß die Fakultät mich für das Extraordinariat für Pharmakologie in München vorgeschlagen habe. Reichlich viel für einen Privatdozenten, zwei Rufe an einem Tag, freilich keinen für Physiologie. Das war mir klar geworden, auf letzteren konnte ich warten bis zum Nimmerleinstag. Also mußte die Entscheidung zwischen Pharmakologie und Hygiene fallen, aus noch rein sachlichen Motiven. Der Vorschlag für Marburg war mir so überraschend, da ich dort niemanden von der Fakultät kannte. Später klärte sich die Sache auf. Külz, damals die rechte Hand Althoffs, war, ohne daß ich es wußte, in München gewesen und hatte mich unter die Lupe genommen.

Wäre ich schwerfälliger von Entschluß gewesen, so würde ich einfach bei der Physiologie geblieben sein. Sachlich kam aber in Frage, daß mir Althoff für Marburg für mein Fortkommen günstigere Bedingungen (nicht pekuniäre) bot als München, und daß mir C. Ludwig schrieb, die Hygiene sollte ich als angewandte Physiologie betrachten, und außerdem soll man in der akademischen Laufbahn stets bereit sein, auf die Wanderschaft zu gehen. Da mir auch die großen Aufgaben der Hygiene besonders wertvoll schienen, sagte ich nach einer Rücksprache mit Külz, der mir die Unterstützung der Marburger Fakultät bei meiner Tätigkeit verbürgte, zu.

Der Gelehrte hat keine Heimat im gewöhnlichen Sinne, er soll sich nicht von äußeren Verhältnissen und traditionellen Gewohnheiten im Alltagsleben behindern lassen. Das akademische Ziel des experimentellen Forschers ist stets das Erringen der Arbeitsmittel, die allein ihn fördern können. Daher wird er sich auf die Wanderschaft einstellen müssen, bis ihm alles zur Verfügung steht, was seine Arbeiten fördert und was seine Kräfte leisten können.

Zunächst hatte ich in München noch einen schweren Gang vor mir, einen Besuch bei Pettenkofer, der zunächst nicht erfreut war, daß man die Berufung eines seiner näheren Schüler abgelehnt hatte. Doch schiedener wir freundlich und Pettenkofer sagte, er wolle mir seinen „Segen“ geben.

Von dem außerakademischen Gesichtspunkte betrachtet, mußte ich mich von dem engeren Kreise der Familie und der Freunde lösen, was schließlich aber eine sekundäre Frage bleiben konnte.

Ich ging aber frohen Mutes Ende September 1885 auf die Reise, noch vorher bekam ich den ersten Ruffel.

Das erste amtliche Aktenstück aus Marburg rührte von einem alten Kuratorialssekretär her, der mich dringend ermahnte, „in Zukunft“ den Devotionsstrich gebührend zu berücksichtigen. Heute wissen wohl kaum wenige mehr, was in Preußen der Devotionsstrich war. Bei einer Eingabe an die vorgeordnete Behörde oder den Minister hatte man es am richtigsten so einzuteilen, daß von der letzten vollbeschriebenen Seite noch 1—2 Zeilen und die Ergebenheitsfloskel auf das nächste Blatt kamen, dann wurde mit dem Lineal ein langer Strich bis in die rechte Ecke gezogen und am Ende des Striches folgte die Unterschrift.

Ich hoffte, daß nicht alle Dinge in meiner neuen Stellung so kompliziert sein möchten.

Nun war ich also Professor mit der Anrede „Wohlgeboren“, „Hochwohlgeboren“ benannte man erst den Ordinarius, und jetzt sind wohl beide Bezeichnungen zumeist obsolet; es bleibt also nur noch die nicht zu bestreitende Tatsache des Geborens.

In Marburg wurde ich freundlich aufgenommen in der Fakultät, es wirkten damals unter anderen der Anatom Lieberkühn, ein Schüler von Johannes Müller, der Physiologe Külz, der Pathologe Marchand, der Pharmakologe Hans Meyer, als Chirurg Roser und als Internist Mannkopff und der Psychiater Cramer und Gynäkologe Ahlfeld. Für meine Interessen fand ich überall Entgegenkommen und Verständnis. Eine Fülle von organisatorischer Arbeit erwartete mich da. Der Vorgänger hatte Staatsarzneykunde und nebenbei Hygiene gelesen. Als einziges Requisite fand ich vor ½ Dutzend Deckglaspräparate der damals bekannten pathogenen Bakterien.

Das schmerzlichste Opfer lag für mich darin, daß ich fürchtete, ganz aus der von mir inaugurierten neuen Richtung der Ernährungsphysiologie herausgerissen zu werden. Das trat glücklicherweise nicht ein. Zwar mußte ich mir neue Gebiete in der Hygiene erobern, was mir gelang, und nebenbei Laboratorium und Unterricht organisieren.

Ich möchte auch einen für mich bedeutungsvollen Umstand erwähnen, daß ich durch Empfehlung Cramers als Referent der Kommunalstände für hygienische Fragen angestellt wurde und so namentlich mit Verwaltungsfragen, vor allem mit Fragen der Krankenhausverwaltungen besser bekannt wurde.

In dem kleinen Städtchen gab es natürlich nur wenige hygienische Tagesfragen, aber doch einige, auf die ich Einfluß gewinnen konnte. Das war Anregung zur Kanalisation und die Aenderung der Straßenbeleuchtung u. dgl.

Es ist aber zunächst wichtiger, darzulegen, wie ich mich „als Institutsdirektor einzurichten hatte“.

Noch im Herbst 1885 improvisierte ich ein kleines Institut in den Räumen des alten Deutschherrenhauses, es waren ein paar Zimmer, in denen früher das Archäologische Institut untergebracht war, dazu ein vom Zoologischen Institut abgezwigter Raum. Im Deutschherrenhaus war außer dem Hygienischen und Zoologischen Institut auch das Mineralogische und Pharmakologische Institut. Das Haus hatte vordem allen möglichen anderen Zwecken gedient und man kann daher die Schwierigkeiten der Adaption für chemische und physikalische Arbeiten vor allem verstehen.

Das Hygienische Institut hatte einen kleinen Hörsaal, ein Zimmer für chemische, eines für bakteriologische Arbeiten, ein Wiegezimmer und Schreibzimmer, und im ungeheizten, recht dunklen und von Ratten häufig heimgesuchten Keller wurden die physikalischen Apparate für Photometrie und thermische Beobachtungen aufgestellt. Mit möglichster Eile war in etwa 4—5 Wochen wenigstens alles für den Unterricht Nötige beschafft. Wandtafeln und Zeichnungen verfertigte ich selbst im Laufe des Semesters. Einen Respirationsapparat für kleine Tiere baute ich eigenhändig auf, und für andere Utensilien mußte man eben versuchen, mit den örtlichen Handwerkern auszukommen. Es war eine harte und mühevolle Arbeit, aber diese eigene Tätigkeit war mir die beste Schule für die spätere Zeit. (Fortsetzung folgt.)

Die Novelle zur Krankenversicherung.

Von Dr. Alfred Witkowski in Berlin.

In dem Bestreben, die fehlenden Mittel für die Arbeitslosenversicherung zu beschaffen, sucht ein „Referentenentwurf“ durch Einsparungen bei der Krankenversicherung 250—300 Millionen Reichsmark zu erübrigen.

Durch die katastrophale Entwicklung der Arbeitslosenversicherung (man befürchtet bis zu den Wintermonaten eine